

Shelleys erste Ehe

Autor(en): **Maurois, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 11

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SHELLEYS ERSTE EHE

Vorbemerkung des Übersetzers: In seinem Buche *Ariel, ou la Vie de Shelley* (verlegt von Grasset in Paris; Copyright by Bernard Grasset; Verkaufspreis 7½ französische Franken) erzählt André Maurois das Leben des genialen Percy Bysshe Shelley so unterhaltsam und spannend, als sei es ein phantastischer Roman. Die Routine des Romanciers, angewandt auf ein geistesgeschichtliches Material, hat hier den Glücksfall einer Gattung ergeben, die man „schöpferische Biographie“ nennen möchte. Es erhöht den Reiz des Werkes, dass Herr Maurois dem Mitgefühl, das einen zerschellenden Daseinsversuch rapportiert, eine anmutige Dosis Ironie nicht fernhält. Zärtlich-skeptisch variiert er Shelleys, dieses irrenden Ritters, junge Leiden. Wir sehen den Jüngling, dessen intransigente Ideen mit jeder Wirklichkeit kollidieren, von der Universität Oxford relegiert, gemeinsam mit seinem mephistophelischen Freunde Jefferson Hogg. Dann finden wir ihn, den zukünftigen Erben eines großen Vermögens, in einer Mansarde der Londoner Poland Street, einsam, hungernd, vom Vater verstoßen und jeder Hilfe beraubt. In dieser Zeit lernt der neunzehnjährige Aristokratensprößling ein sechzehnjähriges Mädchen kennen, Harriet Westbrook, die Tochter eines ehemaligen Kaffeehausbesitzers. Er imprägniert dieses Kind mit der Gedankenwelt seines naiven Radikalismus. Als bald erklärt Harriet, in Shelleys Lockenkopf rettungslos verliebt, sich lieber töten zu wollen, als weiterhin des Vaterhauses Stickluft zu atmen. Shelley, zu dessen heftigsten Maximen die Verächtlichkeit der Ehe gehört, hält es gleichwohl für seine Pflicht, den von ihm verwirrten Pensionats-Backfisch zu entführen und zu heiraten. Seine Praxis ist wieder einmal ein Schiffbruch seiner Theorie.

Ferdinand Hardekopf

Tags darauf bestiegen zwei Kinder, die zusammen fünf- unddreißig Jahre zählten, die von London nach dem Norden gehende Postkutsche. „Ein Akt erkennenden Willens, aber nicht der Leidenschaft,“ dachte der Märchenprinz, während das schwerfällige Vehikel ihn und seine bezaubernde Gefährtin hin und her rüttelte und schüttelte...

Ein junges Liebespaar, schön und verfolgt, ist fast unwiderstehlich. Die Bewohner von Edinburgh, sonst keineswegs sentimental, empfangen die beiden Flüchtlinge, deren strahlendes Elend so absurd zu ihnen hereingeschneit kam, mit amüsiertes Duldsamkeit. Vor der Abreise hatte Shelley sich von einem Freunde etwas Geld geliehen; jetzt, bei der Ankunft in Schottlands alter Metropole, besaß er keinen Penny mehr. Und vom Vater, der ja schäumen musste über Percys neuestes Abenteuer, war nichts zu erwarten als verstärkte Verdammnis.

Da kam die erste Hilfe von seiten eines wohlwollenden Edinburgher Hausbesitzers. Dieser Bürgersmann vermietete den jungen Leuten eine angenehme kleine Parterrewohnung und begnügte sich dafür, zunächst, mit der Erzählung ihrer Liebesgeschichte, mit dem Anblick von Harriets Jugend und dem Versprechen baldiger Bezahlung. Ja, noch mehr: er ließ ihnen die Summe, die sie brauchten, um ein paar Tage lang zu leben und sich, gemäß den so einfachen schottischen Gesetzen, zu verheiraten. Einzige Bedingung war, dass die Shelleys seine Einladung annähmen, am Hochzeitsabend mit ihm und seinen Freunden zu dinieren.

Und so feierte der Enkel des Sir Bysshe Shelley, Baronet, seine Eheschließung im Kreise biederer kaledonischer Kaufleute. Aber diese ehrenwerten Puritaner inspirierten sich an den guten Weinen und an der Nähe der „jungen Gatten“ etwas lebhafter, als es Shelleys Geschmack entsprach. Die Scherze wurden frivol. Die hübsche Harriet errötete häufig, und Shelley kündigte an, seine Frau und er würden sich jetzt in ihr Zimmer zurückziehen. Ein massives Gelächter war die Antwort.

Eine halbe Stunde später wurde an ihre Tür geklopft. Shelley öffnete: draußen stand der Gastgeber. „Bei Hochzeiten ist es hierzulande Sitte,“ teilte er mit, „dass die Gäste mitten in der Nacht zu den Eheleuten heraufkommen und die junge Frau in Whisky waschen.“

„Dem ersten, der es wagen sollte, diese Schwelle zu überschreiten, jage ich eine Kugel durch den Kopf,“ sagte Shelley und wies auf seine Pistolen.

Seine Stimme bebte, seine Augen leuchteten, wie einst auf der Lateinschule des schrecklichen Doktors Keate zu Eton. Die Edinburgher Handelsherren taxierten, dieser Knabe mit dem Mädchengesicht sei gefährlicher, als es den Anschein habe, wünschten ihm respektvoll eine gute Nacht und stiegen die Treppe eiligst wieder hinunter...

So fanden sich Shelley und Harriet vermählt, frei und ganz allein in einer großen, fremden Stadt. Sie betrachteten sich mit Entzücken.

Einige Tage hatten genügt, um den jungen Ehemann, der im Postwagen melancholisch philosophiert hatte: „Ein Willens-, kein Gefühlsakt“, bis über die Ohren verliebt zu machen. Wirklich: Harriet war reizend anzusehen; sie war eine zarte, frische Blüte. Sie kleidete sich einfach, doch stets adrett. Auch hatte sie, ohne „gebildet“ zu sein, mancherlei gelernt. Bücher las sie den ganzen Tag, besonders moralisierende Werke. Ihr Lehrmeister und Gemahl hatte ihr soviel Ehrfurcht vor erhabener Tugendhaftigkeit beigebracht, dass Fénelons *Telemach* ihr Lieblingsheld geworden war.

Kinder sind etwas Allerliebstes, aber auf die Dauer werden sie langweilig. Und so empfänglich Shelley auch war für Harriets anmutiges Temperament, so verspürte er doch des öfteren Appetit auf ein zugespitztes Gespräch mit seinem geistreichen und spöttischen Freunde Jefferson Hogg. Daher war die Freude groß, als, eines sonnigen Vormittags, ans Fenster des Erdgeschosses gepocht wurde und auf der Straße eben dieser Hogg sich präsentierte, eine Reisetasche in der Hand und mit der Absicht, einige Ferienwochen in Edinburgh zu verbringen.

Er wurde stürmisch bewillkommnet. „Endlich haben wir uns wieder!“ rief Shelley; „wir wollen uns nie wieder verlassen! Du mußt hier im Hause wohnen! Ein Bett besorge ich dir sofort!“

Harriet erschien. Hogg fand sie berauschend. Noch niemals hatte er eine so schöne, glückstrahlende junge Frau gesehen. Nun wurde der Hausbesitzer herbeigeschleppt. „Wir brauchen ein Bett! Auf der Stelle! Ein Bett für Hogg, das ist dringend nötig, das duldet keine Minute Aufschub!...“ Der arme Mann war ganz benommen; als er endlich zu Atem kam, erklärte er, in der oberen Etage sei ein Zimmer frei, das könne Hogg beziehen.

Die Freunde hatten sich tausenderlei zu erzählen. Sie sprachen alle drei zu gleicher Zeit, während eine kleine Magd diesem erstaunlichen Trifolium den Tee servierte. Wie der Jubel sich etwas gelegt hatte, schlug Shelley einen Spaziergang vor. Sie besichtigten das Schloss der Maria Stuart, wobei

Harriet, als erfolgreiche Leserin historischer Romane, die Führung übernahm. Darauf entschuldigte sich Shelley: er müsse zu Hause seine Korrespondenz erledigen. Er bat Harriet, den Freund noch auf den hübschen Hügel zu führen, von dem aus man einen so herrlichen Überblick über die ganze Stadt genieße.

Die beiden blieben stundenlang da oben sitzen. Hogg bewunderte das Panorama sehr. Vielleicht gefiel ihm auch seine Kameradin so ausnehmend, dass die ganze Exkursion ihm wundervoll erschien.

Beim Abstieg bemerkte Harriet, dass ihre Röcke vom Winde emporgehoben wurden und dass Freund Hogg verstohlene, doch interessierte Blicke auf ihre Knöchel warf. Sie setzte sich wieder hin und äußerte den Entschluss, auf diesem Felsblock solange zu verharren, bis der Wind nachgelassen hätte. Hogg, der plötzlich einen wütenden Hunger verspürte, protestierte empört und machte sich allein auf den Weg. Da kam Harriet eilends hinter ihm her gelaufen. So begannen ein paar köstliche Wochen.

Nur die Geldfrage blieb quälend. Immerhin schickte Onkel Pilfold gelegentlich etwas. Dieser wackere Mann hatte seine Stellung zu dem Konflikt in der Familie Shelley folgendermaßen präzisiert: „Auf seinen Sohn einen Grimm haben: na!...; aber ihn elend krepieren lassen, das ist denn doch keine Sache!“ Auch Hogg war nicht ganz ohne Hilfsquellen.

Jeden Morgen, nach dem Frühstück, arbeitete Shelley an seiner Übersetzung der Werke des Grafen Buffon. Dann gingen Harriet und Hogg spazieren. Bei schlechtem Wetter blieb man zu Hause und Harriet las dem Freunde etwas vor. Vorlesen war ihre große Passion. Übrigens hatte sie eine ausgezeichnete Aussprache. So lernte Hogg einen großen Teil von Fénelons *Telemach* kennen. Der Gegenstand war recht ermüdend, aber die Leserin so graziös, dass Hogg tagelang hätte zuhören mögen. Shelley, weniger galant, schlief bei diesen Vorlesungen etliche Male ein. Dann überhäuften Frau und Freund ihn mit gesalzenen Beschimpfungen, und Hogg fand, unbewusst, einen Reiz darin, mit Harriet gemeinsame Sache zu machen.

Man schrieb das Jahr 1811. Es war das Jahr des Kometen und des guten Weines. Die Nächte waren mild und sternklar.

Als Hoggs Ferien zu Ende gingen und er seine Stellung bei dem Advokaten in York wieder antreten musste, beschlossen Shelley und Harriet, mit ihm zu reisen. Sie wollten sich von dem Freunde während ihres ganzen Lebens nicht mehr trennen.

Unterwegs, in der Postkutsche, las Harriet wieder aus dem *Telemach* vor. Shelley stieß qualvolle Seufzer aus. „Liebe Harriet, mußt du denn unbedingt das ganze Werk lesen?“

„Ja, unbedingt.“

„Könntest du nicht gelegentlich ein paar Seiten überspringen?“

„Nein, das ist völlig undenkbar.“

Beim ersten Pferdewechsel verschwand Shelley. Er hatte die seltsame Fähigkeit, plötzlich unsichtbar zu werden wie ein Geist der Lüfte. Hogg fand ihn am Strande des Meeres, in die sinkende Sonne starrend.

Die Stadt York missfiel den Shelleys auf den ersten Blick. Auch war keine irgendwie passende Wohnung aufzutreiben. „Wir können nicht hier bleiben,“ erklärte Percy.

Doch vor allem musste Geld beschafft werden. Man beschloss, dass Shelley zunächst allein nach Cuckfield zu dem Kapitän Pilfold gehen solle, dem Onkel mit dem hilfreichen Herzen.

So reiste Shelley denn ab. Harriet und Hogg blieben allein zurück. Das war eine neue, entzückende Situation. Die beiden waren nun in dieser fremden Stadt so frei, als wenn sie auf einer einsamen Insel gewesen wären. Und Harriet fand ein kindliches Vergnügen darin, mit einem so lustigen Genossen „Haushalt“ zu spielen. Ihr gefiel Hoggs sarkastischer Ton, der zu Shelleys flammendem Idealismus einen so beruhigenden Gegensatz bildete. Hogg hatte ihr, schon in Edinburgh und während der ganzen Reise, tausend Komplimente gemacht, und sie hatte diese Huldigungen mit Vergnügen entgegengenommen. Percy benahm sich ihr gegenüber immer ein

wenig als „Professor“; er hatte sie alles gelehrt, was sie wusste; er korrigierte ihre Fehler; er kannte den Umfang ihrer Talente. Hogg dagegen bewunderte alles. Er bemerkte, wie sie angezogen, wie sie frisiert war. Er hörte der Telemach-Lektüre zu und pries die Stimme der Leserin. Er war immer guter Laune. Das war angenehm.

Hoggs Seelenzustand war weniger harmlos. Die dauernde Nähe dieses allerliebsten Geschöpfes, mit dem Shelley ihn so unbedenklich allein gelassen hatte, und bei dessen Erziehung eine gewisse Ungeniertheit obgewaltet zu haben schien, hatte ihn binnen kurzem so weit gebracht, dass er Harriet leidenschaftlich beehrte. Allerdings sagte er sich, seine Wünsche seien infam und des Freundes Frau dürfe nie und nimmer seine Geliebte werden. Aber seine Intelligenz kam, kupplerisch, seinen Hoffnungen zu Hilfe.

Ist es denn meine Schuld, dachte Hogg bei sich, dass Shelley diese Cafetierstochter in meine Arme wirft? Sie ist aufreizend hübsch, und wenn sie durch die Straßen von York geht, so lugen noch die Scheinheiligsten hinter den Gardinen hervor. Liebt Shelley sie denn übrigens? Er behandelt sie mit einer zärtlichen, aber etwas geringschätzigen Überlegenheit, und daran tut er auch ganz recht... Wer ist Harriet denn schließlich? Das Kind eines Kaffeesieders!... Sie kann doch wohl kaum allzu spröde sein!

Seit Hogg mit Shelley befreundet war, hatten widersprechende Empfindungen in ihm gekämpft. So sehr er seines Freundes sittliche Lauterkeit anerkannte, so war ihm doch keineswegs die komische Nuance dieser ekstatischen Weltfremdheit entgangen, das Naive dieser Phantastik, die so fieberhaft im leeren Raum arbeitete. Auf der Universität war er der kultiviert-kaustische Sancho dieses Don Quichote gewesen, er hatte sich mit ihm von schrecklichen Windmühlen niederringen und aus der Gemeinschaft der ehrbaren Menschen vertreiben lassen. Und bis zu ihrem Wiedersehen in Edinburgh war die Bewunderung sein vorherrschendes Gefühl geblieben; aber jetzt wuchs, zusehends, die Ironie, verräterisch angefacht durch die Leidenschaft.

Am Tage nach Shelleys Abreise holte Hogg, kaum waren

seine Arbeitsstunden vorüber, Harriet zu einem Spaziergange ab. Sie gingen am Fluss entlang und Hogg sagte ihr eine Unmenge toller Dinge. Harriet sprach von ihrem Gemahl, dessen Rückkehr sie ungeduldig erwartete...

Abends, zu Hause, tranken sie Tee. Die Teebereitung — das war immer eine Zeremonie, bei der Hogg viel amüsanten Hokuspokus trieb. Darauf las Harriet ihm aus dem *Telemach* vor. Hogg vernahm eine süße Stimme, aber keinen Sinn. Als man sich gute Nacht wünschte, dachte er: „Kann sie denn tugendhaft sein?“

Tags darauf teilte er ihr mit, dass er sie wahnsinnig liebe.

Harriet, aufgeregt und entrüstet, führte ihre Verteidigung gar nicht schlecht. Diese tapfere Sechzehnjährige sprach von der Tugend: „Fühlen Sie denn nicht, wie schmachvoll Ihr Verhalten ist? Percy hat mich Ihrem Schutze anvertraut und Sie missbrauchen sein Vertrauen! Ich beschwöre Sie, niemals wieder so etwas zu mir zu sagen! ... Dann will ich, um Percy nicht traurig zu machen, ihm gegenüber kein Wort von dieser ganzen Geschichte erwähnen!“

Sie sprach lebhaft und erfolgreich: Hogg gelobte, hinfüro artig zu sein. —

Und eine Zeitlang hielt er sein Versprechen, worüber Harriet ebenso froh wie enttäuscht war. Sie fühlte sich ihrer Widerstandskraft so sicher, dass es ihr keineswegs missfallen hätte, ihre Seelenstärke einem erneuten Angriff ausgesetzt zu sehen.

Als die beiden, ein paar Abende später, wieder zusammen an den Fluss gingen, ahnte Harriet, dass der Kampf nahe bevorstehe. Und wirklich...

Am folgenden Morgen kam Shelley von der Reise zurück — früher, als man erwartet hatte. Er hatte nirgends Glück gehabt und war müde und traurig. Bei Harriet und Hogg hoffte er Trost zu finden.

Doch alsbald gewahrte er, wie eigentümlich geniert die beiden zueinander waren. Redete Hogg Harriet an, so antwortete sie in einem trockenen, abweisenden Ton.

„Liebe Harriet,“ sagte Shelley, als er mit seiner Frau allein war, „diese Manier, die du gegen Hogg angenommen hast,

gefällt mir nicht. Er ist mein bester Freund; er hat dir während meiner Abwesenheit treulich zur Seite gestanden; ich liebe ihn wie einen Bruder: du solltest ihn nicht so schlecht behandeln!“

Harriet zuckte die Achseln. „Ein netter Bruder,“ sagte sie dann bedeutungsvoll.

Shelley stutzte und bat um eine Erklärung. Sie berichtete: „Er hat mir gesagt, er liebe mich wie wahnsinnig. Ich habe ihm Schweigen geboten und habe auch wirklich geglaubt, er werde nicht wieder davon anfangen. Ich wollte dir, um dich nicht zu quälen, gar nichts von der ganzen Sache sagen... Aber gestern Abend fing er wieder an. Er hat mir gesagt, er könne ohne mich nicht leben, und er werde sich töten, wenn ich nicht die seine würde.“

Shelley fühlte, wie sein Herz von einem eisigen Anhauch des Todes gepackt wurde.

„Hogg? Hogg hat das gesagt? Und du — hast du ihm nicht zu verstehen gegeben, dass...?“

„Aber natürlich! Ich habe ihm alles zu verstehen gegeben, was man ihm in dieser Lage zu verstehen geben konnte...: dass er dein Zutrauen verrate, dass er unfreundschaftlich handle... — „Was macht einem das aus, wenn man liebt?“ hat er geantwortet. „Übrigens tun wir Shelley ja absolut nichts zuleide! Er wird überhaupt nichts von unserer Liebe erfahren! Sie können mich lieben und dabei getrost fortfahren, ihn zu achten! Außerdem bekümmert er sich ja gar nicht so furchtbar viel um Sie!“

„Das hat er gesagt?“

„Ja, und noch viel mehr... Er hat auch gesagt, du mischtest deine Philosophie in Dinge, mit denen sie gar nichts zu tun hätte, du jagtest Trugbildern nach und hättest für die Schönheit, die in Fleisch und Blut vorhanden sei, nicht das geringste Verständnis. Ich habe ihm geantwortet, so gut ich es vermochte.“

Shelley war auf einen Diwan gesunken. Es kam ihm vor, als bedecke ein grauer Nebel alle Dinge der Welt. Ihn fröstelte. „Also, Hogg hat meine Frau zu verführen gesucht, die ich seinem Schutze anvertraut hatte! Ich habe einen Propheten

des Himmels in ihm erblickt und er hat sich als der abgefeimteste Schurke erwiesen! Niemals ist eine Freundschaft schmäherlicher verraten worden! ... Und doch: sein Verhalten damals in Oxford, wie war es edel und selbstlos! ... Ich muss gleich mit ihm sprechen; wir müssen unbedingt über diesen Fall diskutieren...“

Er nahm ausführlichen Abschied von Harriet und bat Hogg, ihn vor die Tore der Stadt zu begleiten. Hogg war auf eine Szene gefasst und hatte sich in Gedanken darauf vorbereitet. Er leugnete nichts.

„Ja, so ist es... Ich habe Harriet geliebt seit der ersten Sekunde, wo ich sie in Edinburgh gesehen habe... Ist das etwa meine Schuld? Ich bin so organisiert, dass Frauenschönheit mich in Ekstase bringt! Harriet ist eine wunderschöne Frau... Ich habe sie auf den ersten Blick geliebt.“

„Das ist keine Liebe, das ist Begierde: eine durchaus animalische Sensation! Das ist bei weitem nicht jene erhabene Leidenschaft, die der Mensch vor dem Tiere voraus hat! ... Liebe?! Denk doch mal nach, Hogg: Liebe bewirkt Uneigennützigkeit und erstrebt das Glück des geliebten Gegenstandes; das aber, was du empfandest, das konnte doch Harriet nur unglücklich machen: also war es keine Liebe, sondern ganz im Gegenteil krasser Egoismus...“

„Nenn' es, wie du willst... Auf das Wort kommt's nicht an... Es war eine übermächtige Glut: ich hätte ja versucht, ihr zu widerstehen, wenn sie nicht eben absolut unwiderstehlich gewesen wäre!“

„Keine Glut ist unwiderstehlich! Falls man den rechten Willen hat, triumphiert man über alles! ... Hättest du doch auch an mich gedacht... Ich sage dir, mich hat diese Affäre um zwanzig Jahre älter gemacht... Mein Herz ist ganz wund, ich fühle mich so verwelkt... Und die arme Harriet, wie muss die gelitten haben unter dieser seelischen Erschütterung!“

Hogg war blass geworden. Er fühlte sich gequält, unglücklich und zum Hinfallen matt. Er liebte ja Shelley auch und machte sich jetzt bittere Vorwürfe: „Keine Frau der Welt,“ dachte er, „ist den Verlust eines solchen Freundes wert!“ Und laut: „Ich bedaure diese Sache, Shelley; ich will

versuchen, alles zu vergessen; wenn ich deine und Harriets Verzeihung erhalte, so können wir unser früheres Zusammenleben wieder aufnehmen. Sei mir nicht mehr böse!“

„Ich bin dir nicht böse,“ sagte Shelley; „ich hasse dein Verhalten, nicht dich selbst! Hoffentlich wird bald der Tag kommen, an dem du deine abscheuliche Handlungsweise ebenso scharf ablehnen wirst, wie ich es schon jetzt tue. An diesem Tage wird jegliche Verantwortung von dir genommen sein! Ein Mensch, der bereut, ist nicht mehr derselbe Mensch, wie der, der gesündigt hat. Und wie sollte ich deinem geläuterten Ich die Irrtümer deines dann überwundenen Ichs nachtragen können?“

Shelley fühlte sich so glücklich, seinen Zorn und seine Eifersucht bemeistert und den Weg, der zu Hoggs Entsühnung führen sollte, so ausgezeichnet formuliert zu haben, dass er darüber die eigentliche Ursache seiner Erbitterung fast vergessen hätte.

Zu Hause erzählte er gleich, dass er dem Sünder alles verziehen habe.

Als Jefferson Hogg aber, Tags darauf, nach Erledigung seiner Bureaustunden, die Shelleys wieder aufsuchen wollte, fand er das Nest leer. —

ANDRÉ MAUROIS